

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 9 - Siebter Jahrg.

Stuttgart, 27. Febr. 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1,50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpt. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase □ Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rösstr. 16. Fernsprecher 8800 □ Postcheckkonto Stuttgart 6803

Rassenfanatiker als Helfer der Scharfmacher

Unter den Forderungen der Scharfmacher im deutschen Unternehmertum prangt die nach Abbau der sozialen Fürsorge an erster Stelle. Den Feinden der sozialen Fürsorge sind nun in den Rassenforschern, deutschen Rassenhygienikern und dergleichen streitbare Helfershelfer entstanden. Was diese Herrschaften über Rassenunterschiede, Langschädeligkeit und Mundschädeligkeit, Herrenrassen und die Ursachen des Bevölkerungsrückganges denken, kümmert uns in diesem Zusammenhang nicht. Sie belieben aber, die einzelnen Angehörigen unserer Rasse in sogenannte taugliche und untaugliche Menschen einzuteilen. Und was so ein richtiggehender Rassenfanatiker ist, der ist von der erschreckenden Zunahme der Untauglichen und von der beständigen Abnahme der Tauglichen überzeugt, und spricht darum von der „drohenden Verpöbelung“ unseres Volkes. Darunter verstehen die Rassenfanatiker, daß die Zahl der Menschen immer mehr zunehme, die ihren Kindern überwiegend schlechte Eigenschaften und Anlagen vererben.

Einen der Hauptgründe für diese Erscheinung suchen die Rassenhygieniker in der „mangelnden natürlichen Auslese“ unter den Tauglichen und Untauglichen. Sie klagen unsere „zu humane Denkweise“ an, daß durch sie die natürliche Auslese unter den Menschen abgebannt werde, wodurch das Untaugliche in gleichen, ja höherem Maße zur Fortpflanzung gelangt wie das Taugliche, und daher eine durchschnittliche Verschlechterung des Erbgutes unseres Volkes die unausbleibliche Folge sein müsse. Hauptächlich aber werde die natürliche Auslese durch — die soziale Fürsorge in Deutschland beeinträchtigt. Es sehe also gewissermaßen die Zunahme der Untauglichen in einem festen Verhältnis zum Ausbau der sozialen Fürsorge. Also: Je mehr soziale Fürsorge, desto mehr Untaugliche! Mit solchen Erörterungen treten die Rassenfanatiker in den Bereich sozialpolitischer Streitfragen. Und hier ist der Augenblick gekommen, wo sich die Arbeiterbewegung mit den Rassenfanatikern zu befassen hat. Denn man müßte die Klopfschreier des Kapitalismus nicht kennen, um nicht vorauszu sehen, daß sie mit Forderungen darauf verweisen werden, wie ihre sozialreaktionären Forderungen nun auch sogar „naturwissenschaftlich gerechtfertigt“ seien.

„Wir Deutschen rühmen uns, in der Reihe der Völker bezüglich der sozialen Fürsorge an der Spitze zu marschieren und ich fürchte, wir rühmen uns mit einer Sache, welche geeignet ist, in unser Volk den Todeskeim hineinzulegen,“ schrieb kürzlich einer der Rassenapostel. Die Krankenassen, Angestellten-, Invaliden- und Altersversicherung, Arbeitslohnfürsorge, Wohlfahrtspflege für Unbemittelte, dieses alles seien Einrichtungen des Staates, durch die die natürliche Auslese zwischen Tauglichen und Untauglichen unterbunden werde. Damit nicht genug, erklären es die Rassenfanatiker für höchst bedenklich, daß jedem Menschen — wenn auch nur theoretisch, auf dem Papier — ein gewisser Daseinsminimum zugesichert wird. Nicht weniger ablehnend verhalten sie sich gegenüber den von der modernen Gewerkschaftsbewegung erkämpften Tariflöhnen, von denen nur die „Untauglichen“ Nutzen hätten. Ihr Ideal ist der längst in

die Erde gestellte, für die hochkapitalistische Wirtschaftsweise unbrauchbare Unternehmerstandpunkt: für jeden Arbeiter einen persönlichen Lohn. Mit solcher Verschrobenheit also gedenkt man den „Tauglichen“ zu fördern. Da ist es wirklich nicht einzusehen, warum die Rassenapostel nicht auch über die Gewerkschaften und über die gesamte Arbeiterbewegung ihr Verdammungsurteil aussprechen, deren Solidarität doch gerade in der tätigen Hilfe für die Schwachen gipfelt und die unablässig für die Erweiterung der sozialen Fürsorge kämpft. Und warum nicht auch offen dem Achtstundentag Fehde ansetzen, der den freien Wettbewerb zwischen Tauglichen und Untauglichen auf die Kleinigkeit von nur acht Stunden täglich beschränkt? Warum nicht überhaupt kurzerhand die Beseitigung der ganzen Arbeiterschutzgesetzgebung auf die Fahne der Rassenfanatiker schreiben?

Wollte man diese den Scharfmachern so verlockend klingenden Ansichten bis in die letzte Auswirkung verfolgen, so bliebe schließlich nichts anderes übrig, als die Zeiten des Faustrechts und der Raubritter wieder herbeizuführen, wo sich der stärkere „Taugliche“ gegen den schwächeren „Untauglichen“ in geradezu idealer Weise „durchzusetzen“ vermochte. Man müßte dann den Grundsatz aufstellen: Freie Bahn dem Glibbentüchtigen! und sich im übrigen den Teufel darum kümmern, wie sich dank der fehlenden sozialen Fürsorge und in unserer Notzeit die verheerende Anarchie ausbreitete. Wie durch die dann einsetzende Massenverlesung, durch das Anwachsen des Lumpenproletariats und die tatsächliche „Verpöbelung unseres Volkes“ sich dessen Erbgut verbessern sollte, bleibt das Geheimnis der Rassenfanatiker.

Wer heute, wie vernagelte Scharfmacher und die Rassenfanatiker, die zwingende Notwendigkeit der sozialen Fürsorge bestreitet oder gar bekämpft, der hat, gelinde gesagt, das Leben und die tatsächlichen Verhältnisse unserer Zeit gründlichst verkannt. Soziale Fürsorge ist ein Notbehelf der hochentwickeltesten Wirtschaftsweise, solange die sozialistische fehlt. Soziale Fürsorge ist in unserer Zeit Menschenrecht, der nicht lediglich dem einzelnen Beschäftigten, sondern der Gesamtheit zugute kommt, indem der allerwichtigste Volksvorteil, die Arbeitskraft der vielen Millionen Staatsbürger, erhalten, gefördert und gegen Beeinträchtigung geschützt wird. Was sich für den Einzelunternehmer vielleicht nicht nachteilig auswirkt: daß er seine Arbeiter mit 40 Jahren als nicht voll leistungsfähig auf die Straße setzt oder durch uneingeschränkte Ausbeutung der Jugendlichen diesen die Möglichkeit raubt, später ihre volle Leistungskraft zu entfalten — all dieses bedeutet für die Allgemeinheit zweifellos einen gefährlichen Raubband. Und dagegen kann sich die Allgemeinheit eben nur durch Sozialgesetzgebung, durch soziale Fürsorge schützen, ganz abgesehen davon, daß diese gleichsam ein gesetzlicher Zwang zur Selbsthilfe ist.

Die organisierte Arbeiterschaft wird sich jedenfalls in ihrem Kampf um den notwendigen Ausbau der sozialen Fürsorge weder durch die Scharfmacher des Unternehmertums, noch durch die Alterswissenschaft der Rassenfanatiker betren lassen. □

Leset aufmerksam die Metallarbeiter-Jugend! Es ist euer Blatt!

Was der Metallarbeiter von der Wärme wissen muß

Von Th. Wolff-Friedenau (Nachdruck verboten)
I.

Die Wärme ist die Naturkraft, worauf die gesamte Technik der Metallbearbeitung beruht. Zunächst kann die Gewinnung der Metalle nur durch Anwendung von Wärme erfolgen, nämlich durch das Aufschmelzen der Metallerze, wie es in den Hochoföfen der Hüttenwerke geschieht. Ebenso ist die Wärme für die Bearbeitung der Metalle notwendig. Die Metalle werden zum weitaus größten Teil in warmem Zustande verarbeitet, entweder in glühendem Zustande, wie es beim Schmieden der Fall ist, oder in glühendflüssigem Zustande, wie es bei der Metallgießerei geschieht. Ohne Wärme wäre weder die Gewinnung noch die Bearbeitung der Metalle möglich. Ferner ist aber die Wärme auch die wichtigste Triebkraft der zahlreichen und verschiedenartigen Kraft- und Werkmaschinen, die bei der modernen Metallbearbeitung zur Anwendung kommen. Das sehen wir unmittelbar an der Dampfmaschine, der wichtigsten und meistgebrauchten Antriebsmaschine der Metallindustrie, bei der durch Verbrennung von Feuerungsmaterialien unter dem Dampfkessel Wärme hoher Temperatur erzeugt und dadurch das Wasser in dem Kessel in Dampf von hoher Spannung verwandelt wird, der vermittelt dieser aus der Wärme gewonnenen Eigenschaft die ganze Dampfmaschine und ebenso die an sie angeschlossenen verschiedenartigen Werkmaschinen treibt. Indirekt ist aber auch bei allen anderen Maschinen, gleichviel welcher Art, beispielsweise auch bei allen elektrischen Maschinen, die ja ebenfalls in der Metallindustrie heute weitgehende Anwendung finden, die Wärme die treibende Kraft, von der alle Arbeitsleistung ausgeht, wie wir noch näher darlegen werden. Endlich ist die Wärme auch die Quelle aller Kraft und Arbeit der menschlichen Arbeiter selbst, also auch aller Muskel- und Geisteskraft, die der Metallarbeiter für sein Werk aufwenden muß.

Diese alles beherrschende Bedeutung der Wärme für die gesamte Technik der Metallbearbeitung dürfte es angebracht sein lassen, wenn wir an dieser Stelle einmal genauer auf das Wesen und die Wirkungen dieser wunderbaren Naturkraft und ihre Anwendung in der Metalltechnik eingehen. Hierbei müssen wir zwecks besseren Verständnisses allerdings zunächst von den allgemeinen Eigenschaften der Wärme ausgehen.

Die Quelle aller Wärme, die auf Erden vorhanden ist und hier zur Anwendung kommt, ist die Sonne. Für technische Zwecke, zum Heizen, Kochen, zum Antrieb unserer Maschinen und ebenso auch zum Schmelzen der Metalle, benutzen wir jedoch nicht direkt die Sonnenwärme, sondern die bei der Verbrennung der Brennstoffe, wie Holz, Torf, besonders aber Kohle, entstehende Wärme, weil diese von viel höherer Temperatur als die uns von der Sonne zukommende Wärme ist, wie es für solche wie die angegebenen technischen Zwecke notwendig ist. Aber auch die Wärme, die bei der Verbrennung der Kohlen oder sonstigen Brennstoffen entsteht, also auch die Wärme, mit der wir die Metalle schmeltzen, rührt letztlich von der Sonne her. Wie ist das zu erklären?

Die Kohle ist ein Umwandlungsprodukt des Holzes, ist aus der Umwandlung, das heißt der Verkohlung der Bäume ehemals vorhanden gewesen, jedoch unergiebiger Urwälder entstanden, ebenso wie ja auch künstlich Kohle, nämlich die Holzkohle, aus dem Holz gewonnen wird. Unsere gesamten Kohlenlager sind aus der Verkohlung

des Holzes der früheren ungeheuren Urwälder entstanden. Die Kraft jedoch, die die Pflanzen und Bäume jener Urwälder bildete, war die Sonnenwärme. Die Pflanze kann nur unter der Einwirkung von Sonnenlicht und Sonnenwärme entstehen, nimmt also gleichsam in sich auf Sonnenlicht und Sonnenwärme waren also auch in den Bäumen der Urwälder vorhanden und blieben auch in ihrem Verwesungsprodukt, nämlich unserer Kohle, enthalten. Wenn wir die Kohle nunmehr verbrennen, so wird die einstmals vor ungezählten Jahrtausenden von Jahren aufgenommene Sonnenwärme frei und tritt eben als die Wärme zutage, die bei der Verbrennung der Kohle oder sonstigen Brennstoffe entsteht.

Wir wollen das durch einen Vergleich noch anschaulicher machen: Wenn ich eine Uhr aufziehe, so muß ich dazu eine gewisse Menge Muskelkraft aufwenden. Durch meine Muskelkraft verlege ich die Feder der Uhr, indem ich sie aufziehe, in einen gewissen Spannungszustand, der die Feder befähigt, das ganze Uhrwerk zu treiben. In Wirklichkeit ist es also meine in die Uhrfeder hineingelegte Muskelkraft, die das Uhrwerk treibt, also in der Uhr als deren Triebkraft frei wird und in Erscheinung tritt. In der Uhrfeder war meine Muskelkraft also gleichsam aufgespeichert und wurde aus diesem Speicher allmählich an die Uhr abgegeben, zur Bewegung des Räderwerkes verwandt. Die Uhrfeder ist also ein Akkumulator (Aufspeicherer) meiner Muskelkraft. Ein solcher Akkumulator, jedoch nicht von menschlicher Muskelkraft, sondern von ehemals aufgenommener Sonnenwärme, ist auch die Kohle wie überhaupt jeder Brennstoff. Der Stoff der Kohle ist durch die Sonnenwärme in einen gewissen Spannungszustand verlegt, und diese aufgespeicherte Wärme tritt bei der Entspannung des Stoffes der Kohle, nämlich bei der Verbrennung, als Verbrennungswärme in Erscheinung. Die Kohle ist also ein Sonnenwärmeeakkumulator, ähnlich wie der elektrische Akkumulator elektrische Kraft aufspeichert, enthält, und liefert uns die für unsere sämtlichen technischen Prozesse benötigte Wärme.

Bevor wir auf die näheren Erscheinungen und Wirkungen der Wärme in der Technik eingehen, müssen wir uns mit dem wichtigsten Zustand der Wärme, nämlich der Temperatur befassen. Die Wärme tritt uns in sehr verschiedenen Zuständen entgegen. Ein Stück Eisen kann kalt, lauwarm oder sehr warm sein, was wir schon durch Berührung mit der Hand feststellen können; es kann aber auch glühend sein, rotglühend oder weißglühend heiß, endlich auch flüssigglühend sein. Alles das sind die verschiedenen Zustände der Wärme, die wir als ihre Temperatur bezeichnen. In einem Stück rotglühenden Eisen ist viel mehr Wärme enthalten als in einem gleich großen Stück lauwarmen Eisen; das es sich in beiden Fällen um gleich große, beziehungsweise gleich schwere Stücke Eisen, also auch um gleich große Räume handelt, in denen die Wärme vorhanden ist, so muß in dem Stück rotglühenden Eisen, da in diesem viel mehr Wärme enthalten ist als in dem Stück lauwarmen Eisen, die Wärme gleichsam viel dichter vorhanden sein. Diese höhere „Dichtigkeit“ der Wärme in einem gegebenen Raume ist die höhere Temperatur der Wärme in diesem Falle.

Die Wärme oder die Körper, die ja immer die Träger der Wärme sind, können von sehr verschiedener Temperatur sein. Um die genauere Art des Wärmezustandes, also die genauere Temperatur der Körper erkennen zu können, müssen wir die Temperatur messen, das heißt die verschiedenen Temperaturen miteinander vergleichen. Zur Bestimmung des Wärmezustandes benutzen wir die merkwürdige Fähigkeit der Wärme, die Körper auszudehnen. Die Wärme dehnt die Körper aus, und zwar um so mehr, je mehr Wärme in dem Körper enthalten bzw. je höher die Temperatur in diesem ist. Schon

Der Kellenstoc

Vorwort

Sollten Sie schon einmal versucht haben, einen Kellenstoc aus dem Engadin nach München einzuführen, dann wissen Sie, wie es dabei zugeht, und Sie dürfen die nachstehende Darstellung des Verfahrens ruhig überschlagen.

Sonst aber bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit für Herrn Emil Hüttenbach.

Erstes Kapitel: Der Vertragsabschluss

Es war an einem schönen Septembertag des Jahres 19... und eine freundliche Verabredung glückte in ihrer letzten Pracht, als Hüttenbach im Blumenladen von St. Korrig seinen Kellenstoc erklarte. Sofort beschloß er, den lebenden Topf nach Schwabing, Seestraße 5, überspazieren zu lassen. Eine stuhlblickende Verkäuferin besitzerte die Kisten auf 16 Straß, hierzu 3 Straß für Verpackung und 2 Straß Porto. Hüttenbach gab seine Adresse an, verfügte Erhebung der Beiträge durch Nachwehne und reiste nach München.

Zweites Kapitel: Schluß

von Emil Hüttenbach

Ich, wo seid ihr, goldne Blumenstage,
Zugebracht im schweizerischen Noce?
Die Gedanken, bald sie mir verschwammen,
Soll ich wärmen an der Kelle Glanzen.

Oder besser:

Bald sie schlummern, die Erinnerungen,
Lecht mein Stoc sie nach mit Klammwengungen.

Drittes Kapitel: Erfüllung?

„Deha! Auf geht's! No, was is denn? Um halber achte in der Feiñ schlafen S' noch, Herr Hüttenbach? Post-Post! A Nachmahm war da für Cahna — Vegetabilien von Herrn Korrig Santt — fünfwaichzig Markln un zwanzig Feunig Feinlig Besiellgebuär.“

Der Briefträger besuchete eine Stelle in seinem Buch mit roßigen Fingern. Hüttenbach frigelte seinen Namen hin.

„Und der Kellenstoc?“, fragte er zitternd.
„Den holen S' auf'n Jollant.“

Viertes Kapitel: Die Vorschriften

Dier Lage verbrachte Hüttenbach auf dem bayrischen Jollant. Sie gehören zu den schwersten, doch auch einfißtsreichsten seines Lebens. Die Maschinerte des Staates ist unübersehbar. Welches Getriebe von öfentlichen Gewalten! Welche Wirnis von Erlässen und Zusändigkeiten, die einander aufsetzen, überbieten, wunderbar zusammengetreien und zornig auseinanderheben, das Naturgesetz von der Erhaltung der Energie eine Weise zu beständigen scheinen und dennoch endgültig widerlegen durch Zerfällung eines unermesslichen Kräfteaufwandes in Verzweiflung.

Fünftes Kapitel: Die Verordnung

§ 129. Dingenget ist zur Eintankhaltung der Einschleppung der Neotias (Phylloxera vastatrix) die Einfuhr von bewurzeltten Pflanzen (Pflanzenteilen) aus dem Ausland in das Gebiet des Deutschen Reiches allgemein verboten. In folgenden Fällen kann die Regierung die Einfuhr ausnahmsweise bewilligen...

die festen Körper werden durch die Wärme merklich ausgedehnt. Der Metallarbeiter weiß, daß ein Stück Eisen beim Glühen etwas größer wird und sich beim Erkalten wieder etwas zusammenzieht; ebenso nimmt ein Gußstück, solange es sich noch in glühendflüssigem Zustande befindet, einen etwas größeren Raum ein als nachher in erkaltetem Zustande. Es verringert seinen Raum beim Erkalten, es „schwimmt“, wie der Fachausdruck lautet. Das Schwimmen der Gußstücke spielt in der Gießerei eine sehr wichtige Rolle und erfordert eine genaue Berücksichtigung. Weil die Gußstücke schwimmen, muß die Modellform und ebenso auch die Gußform immer etwas größer sein, als das fertige Gußstück sein soll, weil dieses sonst infolge des Schwimmens zu klein ausfallen würde.

Viel deutlicher kann jedoch die Ausdehnung, die die Körper durch die Wärme erfahren, an flüssigen Körpern festgestellt werden, und solche Körper sind es auch, die wir zur Messung der Temperatur verwenden. Ich nehme ein dünnes Glasröhrchen, das sich unten zu einer Hohlkugel erweitert, und gieße in das Röhrchen flüssiges Quecksilber hinein, bis die untere Hohlkugel angefüllt ist. Jetzt führe ich dem Quecksilber Wärme zu, indem ich die Hohlkugel, in der es sich befindet, mit der warmen Hand umschleie oder sie in warmes Wasser stelle. Hierbei nimmt das Quecksilber Wärme auf und dehnt sich aus, was ich daran feststellen kann, daß das Quecksilber in dem Glasröhrchen in die Höhe steigt. An dieser einfachen Vorrichtung kann ich alle Schwankungen des Wärmezustandes des Quecksilbers leicht und deutlich sehen, denn schon bei verhältnismäßig geringen Schwankungen des Wärmezustandes wird ein deutliches Steigen oder Fallen des Quecksilbers in dem Röhrchen eintreten. Nun stelle ich die gesamte Vorrichtung in Wasser, das gerade auf dem Gefrierpunkt angelangt ist, und merke die Stelle, wo bei dieser Temperatur das Quecksilber in dem Röhrchen sich einstellt, durch einen Strich an dem Röhrchen an. Dann nehme ich die Vorrichtung aus dem kalten Wasser heraus und stelle sie in kochendes Wasser; infolge der zugeführten Wärme dehnt sich das Quecksilber bedeutend aus, die Quecksilbersäule in dem Röhrchen steigt, bis sie einen bestimmten Höhepunkt erreicht hat, den sie bei dieser Temperatur dauernd beibehält. Diesen Höhepunkt merke ich ebenfalls durch einen Strich an dem Röhrchen an. Durch die beiden Merksstriche habe ich jetzt zwei wesentliche Arten des Wärmezustandes des Wassers festgelegt, nämlich die Temperatur beim Gefrieren und die beim Kochen. Wenn ich nun den Raum zwischen diesen beiden Merksstrichen in 100 gleiche Teile teile, so kann ich auch alle zwischen den beiden angemarkten Grenzen vorhandenen Temperaturen leicht und sicher bestimmen und habe einen sehr genauen Temperaturmesser, durch welchen ich mittels einfacher Vergleichen auch den Wärmeegrad anderer Körper leicht und zuverlässig bestimmen kann. Eine solche wie die beschriebene Vorrichtung ist also ein Temperaturmesser, den wir als *Thermometer* bezeichnen.

Ein Thermometer, bei welchem der Hohlraum zwischen den Temperaturmerksstrichen des gefrierenden und des kochenden Wassers in hundert gleiche Teile oder, wie wir sagen, in 100 Grad geteilt ist, ist ein Celsius-Thermometer, während bei dem Reaumur-Thermometer jener Hohlraum nur in 80 Grad geteilt ist, so daß ein Grad (1°) Celsius immer $100:80 = 1,25$ Grad Reaumur entspricht. Das Celsius-Thermometer ist jetzt das allgemein übliche und hat das Reaumurische bereits zum größten Teil verdrängt. Indem ich die durch die Grabeinteilung 1 bis 100 geschaffene Thermometerskala entsprechend nach oben oder unten verlängere, kann ich auch die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt und über dem Siedepunkt des Wassers

messenden, wobei bekanntlich die Grade unter dem ersten Strich oder dem Nullpunkt der Thermometerskala als Minusgrade von - 1 ab weiter zählen. Bis zu Temperaturen von - 40 Grad reicht unser gewöhnliches Quecksilberthermometer aus; unter dieser Temperatur jedoch gefriert das Quecksilber und kann daher als Temperaturmesser für noch niedrigere Temperaturen nicht mehr benutzt werden. Daher benutzt man für solche Fälle ein Thermometer, das statt Quecksilber Alkohol enthält ein Stoff, der erst bei etwa - 110 Grad gefriert und bis zu dieser Temperatur daher sehr gut als Wärmemesser dienen kann. Für Wärmegrade, die noch niedriger sind und bei denen auch der Alkohol gefriert, müssen dann sehr feine Meßinstrumente hergestellt werden, die jedoch lediglich für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden. Ebenso reicht auch für die Messung hoher Temperaturen (von etwa 350 Grad an) das gewöhnliche Quecksilberthermometer nicht mehr aus, sondern muß durch andere Vorrichtungen ersetzt werden.

Zur Bestimmung glühendflüssiger Metalle beispielsweise benutzt man Legierungen (Mischungen verschiedener Metalle) von bekanntem Schmelzpunkt, die dem zu messenden flüssigen Metall zugefügt werden und, wenn sie hierbei selbst schmelzen, anzeigen, daß das betreffende Metall den bekannten Schmelzpunkt der zugelegten Legierung bereits erreicht oder überschritten hat. Auf diese Weise können Temperaturen bis zu 1775 Grad gemessen werden. Das Verfahren ist jedoch ziemlich ungenau und überdies sehr kostspielig, da die verwandten Probeliegierungen immer aus Gold, Silber und Platin bestehen, daher sehr teuer sind. Deshalb verwendet man jetzt für praktische Zwecke, beispielsweise auch für die Messung der Temperaturen der geschmolzenen Metalle in den Gießereien, statt der Metalllegierungen mineralische Stoffe, die in Form kleiner Kegel dem flüssigen Metall zugefügt werden und durch ihr eigenes Schmelzen die Temperatur des Metalls angeben. Nach dem Erfinder dieser Kegel, dem Professor Seger, werden sie Segerische Normalkegel genannt, die in der gesamten Gießerei für die Zwecke der Temperaturbestimmung der geschmolzenen Metallmassen, die von großer Wichtigkeit ist, eine sehr große Rolle spielen.

Die Kehrlichtliste

Strassenseits stand eine Kiste,
Voll von Abfall, Müll und Ainden.
In dem Kehrlicht, in dem Miste
Ist ja manchmal was zu finden.

Eine Dreifin kam verflohen,
Suchte, was das Glück verkrohen.
Knochen, Stüchchen Holz und Kohlen
Waren ihr willkommen Beute.

Später kam ein armer Krüppel,
Von des Lebens Not geschlagen,
Wählte mit dem Krückenknüttel,
Fand auch etwas für den Magen.

Schließlich kam der Pudel Nero
Und berod die Kehrlichtliste.
Er war satt und fett, daher
Gob er stolz das Wein und p.

Viktor Kalinowski

Sechstes Kapitel

Gesuch Hüttenbachs an die Regierung, gestützt auf die Punkte p (bis mit v) der Verordnung Nr. 21, 503/87.

Siebentes Kapitel: Nora

von Heinrich Heine, Musik von Rubinstein
... Täglich stand der junge Nabe
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.
Täglich ward er bleich und bleicher ...
Weich und bleichhäut.

Achstes Kapitel: Bewilligt!

„Saan Se scho wieder da, Herr Emil Hüttenbach? Ja, heut is d'Regierung endlich herabgelangt. Nur müssen der Herr natürlich a Zeugnis beibringen von der Weinbautechnischen Untersuchungsanstalt über Nebenausfreiheit der einzuführenden Pflanzen beziehungsweise Pflanzenteile.“

„Was? Noch ein Amt? Noch ein Zeugnis? Wird ja weitere zehn Mark kosten. Und wenn nun Ihre Weinbau... waubein... suchstallfeinische Untersuchungsanstalt findet, daß Nebläuse an meinem Reffenstod hasten? Was dann? Was dann?“

„Oh“, sagte der Beamte, „oh, Es können ganz ruhig sein, Herr Hüttenbach! Nebläuse an ein Reffenstod? Des is ja ausgeschlossen. Des is ja absoollut unmöglich, reiner Blödsinn. Nebläuse gehn überhaupt gar nie net auf Reffenstod.“

Neuntes Kapitel

Ich will ganz davon absehen, daß Emil Hüttenbachs Reffen verbessert wie ein Weizen waren. ...
W o b a W o b a

„Westphalia“

Der deutsche Dampfer „Westphalia“ rettet die Schiffbrüchigen vom holländischen Dampfer „Altaid“

Nacht. Der Sturm nahm zu. Es sah für den Dampfer „Altaid“ gar traurig aus. Mitten auf dem Atlantischen Ozean sollte man nun sterben, denn: keiner von der Besatzung der „Altaid“ dachte noch an Rettung. Die himmelhohe See hatte die Luks des Vorderdecks eingeschlagen, das Vordergeschiff war voll Wasser „gebuddelt“, der Dampfer war vorne schon weggesackt, hoch ragte das Achterdeck über die schäumendgurgelnde See auf. Verängstigt stand die Mannschaft beisammen, Ausschau haltend nach grünroten Lichtern, nach Positionslaternen eines hilfsbringenden Schiffes. Denn gestern während des ganzen Tages hatte die „Altaid“ ihren Notruf über die See geschickt: „S. O. S.“, „Save our Souls!“, „Rettet unsere Seelen!“ Wo blieben die Retter? Und der Sturm nahm zu.

Ja, siebenundzwanzig Mann von der „Altaid“ sollten nun sterben. Es stirbt sich nicht leicht. Es stirbt sich nicht leicht, wenn man jung ist, es stirbt sich aber auch nicht leicht, wenn man alt ist. Welch ein Getöse! Das Knallt und donnert durch die Luft, als ob alle Hölleengelster los seien. Der Sturm! Der Sturm! Und die See brüllt wie hunderttausend toidgewordene Tiger und Löwen.

Da, ein Ruf: „Man hat uns gehört!“ Und wirklich, vorne kommt es auf: „Rot und grün!“ Liebe und Hoffnung! Ein fremdes Schiff bringt den Todgeweihten das schöne Leben. Leben! Wie bist du so schön und so begehrenswert, wenn man dich verlieren soll.

Zwei bange Stunden sind vorüber, wie Schreden schlüpfen sie dahin. Jetzt ist der Hilfsbringer nahebei, man sieht seine hundert Vulkanen, goldene Punkte in der Finsternis dieser grauligen Nacht.

Radio-Miracle

Auf der Spitze des Herzogspands in Bayern wird zurzeit eine 100 Kilowatt Sendestation errichtet, die nach ihrem Ausbau die größte Anlage der Welt darstellen dürfte. Sie soll es möglich machen, daß ihre Darbietungen in ganz Deutschland und auch in den angrenzenden Ländern mit einfachen Detektorapparaten zu hören sind. Nach den letzten Ermittlungen werden in kurzer Zeit 1.000.000 angemeldete Rundfunkteilnehmer in Deutschland vorhanden sein, ungerichtet die — Schwebwörter, deren Zahl nach Vermutungen von mancher Seite mindestens dieselbe Zahl erreicht. Es besteht, wie verlaunet, in den maßgebenden Kreisen die Absicht, die bisher von jedem Rundfunkempfänger zu entrichtende Monatsgebühr von 2 M auf 1 M zu erniedrigen, sobald die Anzahl der angemeldeten Teilnehmer auf 1.500.000 gestiegen sein wird. Von den Gesamtentnahmen gehen zwei Fünftel an die Postbehörde, die verbleibenden drei Fünftel erhalten die Sendegesellschaften, die auch noch aus der drablos übermittelten Restkante Nutzen ziehen. Der Umstand, daß die Sendegesellschaften mit der Bezahlung nicht zu largen brauchen, hat dazu geführt, daß allererste Künstler, Musiker, Drehgeber, Opernplaz und die Professoren der führenden Universitäten sich in den Dienst der Unternehmungen stellen. Die Wellenlängen der Stationen sind behördlich festgelegt und liegen zwischen 200 und 700 Meter, doch dürfte diese Begrenzung noch darüber hinaus ausgedehnt werden, da die neuen Großsendestationen alle mit Wellen über 1000 Meter arbeiten. Im allgemeinen haben die Rundfunkteilnehmer wenig über Störungen durch das Zusammentreffen von Wellen zu klagen, da es eine verhältnismäßig einfache Sache ist, die vorhandenen 15 bis 20 Stationen auf den Wellenbereich zwischen 200 und 700 Meter zu verteilen, im Gegensatz zu den vereinigten Staaten, wo sich 570 Sendeanlagen dahin einigen müssen, den Äther mit Wellen zwischen 20 und 350 Meter zu erregen. Gegenwärtig ist dort auch ein Rundfunkzeitungsdienst eingerichtet, der etwa 500 bis 800 Zeitungen im ganzen Lande mit Nachrichten versorgt. Es ist den übrigen Rundfunkteilnehmern verboten, ihre Apparate so abzustimmen, daß sie diese Nachrichten auffangen können, da nicht nur die Bezieherzahl der Tageszeitungen darunter leiden würde, sondern auch die Schriftleitungen keine derartigen Mitteilungen mehr erwerben würden, die bereits durch den Funk allgemein bekanntgemacht sind. Die billigsten Empfänger stellen sich heute in Deutschland auf 30 M, die teueren kosten etwa 60 M. Zeit dem Frühjahr 1924 zeigen die Preise in der Radiotechnik das ausgesprochene Bestreben, sich zu senken. Während zu jener Zeit ein Vierdröhrenapparat noch 500 M kostete und sich etwas später auf 350 M stellte, hatte kürzlich auf der zweiten großen Radioausstellung eine Firma einen Dreidröhrenapparat zum Preise von 135 M ausgestellt, der unter Aufwendung von weiteren 50 M in einen Vierdröhrenapparat umzuwandern ist. Wird gutes Material verwendet, so kann der Fabrikant bei diesen Preisen nun einen ganz bescheidenen Verdienst haben, und er muß einen Ausgleich suchen in der Massenfabrikation. Eine große Firma stellt zurzeit täglich etwa 3000 Empfangsapparate her, die auch verkauft werden. Die Menge könnte auf 10.000 Stück täglich gebracht werden, wenn der Bedarf vorhanden wäre. Kleinere Firmen bringen es auf eine Monatsproduktion von etwa 50.000 Stück. Ein Kopfhörer kostet heute, je nach Güte, 8 bis 12 M während der Preis in England und Amerika 20 Schilling beträgt. Es ist klar, daß bei einer solchen Preisspanne die Ausfuhr trotz aller Zollstrafen nicht gänzlich unterbunden werden kann. K. Kuegg.

Ein Gang durch die Kruppwerke

In den langen, luftlosen Hallen der Kruppwerke arbeiten 1912 60.000 Menschen. In den Offiziersjahren des Weltkrieges stieg diese Zahl auf 100.000. Heute sind es knapp ganz knapp 25.000 Menschen, die die Werke beschäftigen. Die Firma Krupp steht also im Zeichen eines rapiden Niederganges. Ich bin schon einmal am den ganzen Werkkomplex herumgewandert. Außertlich ist dieser Niedergang und der beginnende Verfall kaum zu sehen. Einige Schornsteine rauchen nicht mehr, verschlossene Tore sind zugenanagelt oder doppelt verschlossen. Auch die großen Dampfhämmer knallen ihre Schläge nicht mehr donnernd über die Mauer. Aber diese Mauer ist so hoch und fest wie früher. Alles kann sich hinter ihr verbergen. Als ich den zweiten Rundgang beginne, stoße ich auf einen Vorkarbeiter. Er ist einer der Glücklichen, den die Werte noch behalten haben. — „Aber wie lange?“, sagt er pessimistisch, und dann erzählt er mir von dem inneren Verfall der Fabrik. Ich möchte ihn sehen. Mit der Mittagssticht trotten wir durch eines der Tore in die Werke hinein. Schon die kleinen Schienen, auf denen die winzigen Vertriebs-eisenbahnen durch das Werk dämpfen, zeugen von Verfall. Überall wächst Gras, leget Abfall, sind die Seile ausgerissen. Das Bahnmaterial selber steht verrotten und zusammengeklümpert in einer Ecke. Ich gehe weiter und betrete eine der gemaltigen Hallen. Hier standen früher die kleinen Schmelzöfen. Die meisten sind abgebrochen. Rechts ragt noch ein übrig gebliebener Kessel in die Höhe. Die Feuerung fehlt. Die Umkleidung liegt auf dem schmutzigen Boden. Grauenhaft — wie ein Ofenfriedhof — steht die ganze Halle aus. In der Überdachung, unter der die Eisenhämmer stehen, ist mehr Leben. Glühende Blöcke werden vor den Kranen zu den Hämmeren gezogen, und die mächtigen Hämmer schlagen sie vierkantig. Aber es sind nur die kleineren Hämmer, die auf das Eisen dröhnen. Die Kleinen, die einmal die halbe Welt mit ihrer Schlagkraft und Genauigkeit in Staunen setzten, stehen tot und kalt daneben. Ich komme in die Drehereien. In der langausgestreckten, geschwungenen Räumern arbeiten 1916 1500 bis 2000 Menschen. Heute stehen kaum noch 400 an den großen Dreh- und Schleifbänken. Sie drehen gewaltige Räder (für Turbinen), schleifen lange Spindeln, nieren etwas, pressen, montieren, aber das Säulen der leerlaufenden Transmissionen (es ist dumpf und heulend) und die lauten Schritte der wenigen Arbeiter geben auch diesen Räumern etwas Totes und Friedlosigkeit. Die Halle, in der die Lastautomobile angefertigt werden, ist erfreulicherweise gefüllt. Hier prüft man Einzelteile! Dort werden sie gehackt, gedreht! Im Zentrum ist die Montage und in der Nähe der Türe stehen die fertigen, noch unbemalten Wagen. Sie sind gefällig und unterscheiden sich von ausländischen Modellen durch Einfachheit und Verbe und durch Vielseitigkeit ihrer Verwendungsmöglichkeiten. Ich gehe noch einmal bis zur Vormontage. Fordische Systeme wurden hier überall übernommen. Selbst die breiten Stahl- und Lederriemen zum Zusammentragen der Einzelteile fehlen nicht. Aber es fehlt die Fordische Organisation, die Fordische Sauberkeit, die Präzision im Zusammenhängen dieser Einzelteile (der Fordische Lohn, die Fordische Arbeitszeit), auch der Rhythmus, von dem die Fordischen Arbeitsmethoden getragen werden. In den Werkstätten für landwirtschaftliche Maschinen sind dieselben Fülle von Arbeit und Menschen. Hierliche Sämaschinen werden zu-

Und nun ein Zirkensgehen, in abgerundeten Tonen schwingt dieses Geben des fremden Dampfes hin durch das Gebrüll des Sturmes und der See. Kaskaden setzen auf, gelbe und rote und grüne Fontänen. Bei der Weiter ist ein großer Dampf, am Deck springt im Sturme die Klage Deutschlands. Deutsche Menschen bringen holländischen Menschen Hilfe. Ein Seemann verläßt den anderen Seemann nicht!

An Bord des Dampfers. Der ist die „Wepphalia“ aus Hamburg. Man ist selber in großer Not, die See hat auch diesen Dampfer ara mitgenommen, man war nahe daran, selber das letzte „S. O. S.“ über den Ocean zu senden, da kam der Ruf des sinkenden Bruders, der Ruf der „Alfald“. Und über der Not des Nimmens vergaß man die eigene Not.

Aber wie soll man die Holländer herüberbringen, ein Boot ausleihen, bei dieser Seegang? Da kann kein Boot hinaus — in dieser tosenden See kann kein Boot hinein. Aber wie denn? Es nützt nichts, ein Boot nach hinüber, der Dampf brühen kann jede Minute wegfallen. Dreißigste vor! Wer wird rüber zum Holländer? „Alle!“ Dann verschwindet wir es.

Das Boot schäumt, Schäumen? Nein, es magt. Auch das summt man. So, das Boot hat an. Es ist oben auf dem Gipfel einer See — und es ist weg. Kommt es wieder? Nein, die See fraß das Boot. Dort ist es ja wieder, es hängt fast senkrecht an einem weichen Schaumberg, der Schaumberg bricht auseinander, das Boot ist weg. Und dort liegt es dann wieder auf dem leuchtend grünen Rücken eines großen Wellenberges. Man sieht alles genau. Zwei Schimmer der „Wepphalia“ leuchteten die dunkle See.

An Bord der „Alfald“. Glück sind sie hier, die Brüder. Wer soll jetzt ins Boot? Die Jüngsten. Werst ne Rede! Noch eine! Das

Boot fängt die Leinen auf. An Bord der „Alfald“. Wieder den Leuten den Strick um den Leib, schlägt ne Schlinge — und dann faust der erste Mann hinein in die brodelnde See. Die im Boote ziehen an der „Speckleine“, ein Mann ist drüben im rettenden Boot. Und dreizehn Mann folgen. Leinen los! Im Boot ist kein Platz mehr, zurück an Bord der „Wepphalia“. Dreizehn Mann bleiben auf dem Holländer. Dreizehn! Der Kapitän ist der Dreizehnte. Diese unglückliche Zahl! Wird der Kapitän mit seinen Schiffs futen, mit der „Alfald“? Aber der Deutsche will. Alle sollen gerettet werden. Und es ist noch nicht einmal einer gerettet. Gerettet sind sie erst, wenn sie alle an Bord der „Wepphalia“ sind.

Die gefangene Dampfer zieht man an Leinen einen Holländer nach dem andern an Bord der „Wepphalia“, man kann sie nicht anders kriegen, das Boot darf nicht zu nahe an den Dampfer heran, sonst zerfällt es an der Stahlwand wie Glas. Mal hebt die See das Boot bis über die Deckbänke der „Wepphalia“, mal sieht man von Bord her das Boot tief drinnen in einem silbernen Strudel. Wieder hinaus, mit Nierenkraft gehoben — schnell — in Holländer aus im Boot raus, die auf der „Wepphalia“ haben ihn schon an der Leine — aber! Was ist das? Ziehen sie das ganze Boot mit, es folgt der Leine — und — rumpp! Crash! Splittern! Schäumend brach sich eine See an der Breitseite des Dampfers, das Boot brach mit. Alles ist aus. Aber nein, nichts ist aus. Ein echter Seemann verliert nie die Christen gegenwart. Defen und Dinge über Bord! Vorwaffen und Vorfringe. Einige kletterten sich an Mastenbäumen. Keine auf der „Wepphalia“ lassen sich lassen und keinen um der Leib legen: Jump! Dineit in die See, den Mastenbäumen zu retten. Es lebe das Leben!

Und die See heult. Kann der Sturm noch wachsen? Die „Wepphalia“ weilt die Dampfer, die See brach die Klänge aus, die See zeigte ihre weißen Zähne an, da froh Eisen, armstark war es. Und die

zammengemischt und plumpere Mähmaschinen und Pflüger. Die Nachfrage nach diesen Maschinen ist groß, sogar größer wie die Möglichkeit der Lieferung. Daß man diese Lieferungsbedingungen nicht steigert, auch die der Lastwagen, während fast alle anderen Artikel der Kruppwerke an Abgabemangel leiden, darüber ist mir später eine recht sonderbare Antwort gesagt worden.

Mitten in den Werken stoße ich auf eine Ausstellung, in der alle augenblicklichen Erzeugnisse der Fabrik zu sehen sind. Ein etwas lahmer Wärtler führt mich hinein. Er begleitet mich auch weiter. Zuerst zeigt er mir neue Waren, Gegenstände aus rostfreiem Stahl. Es sind kleine Pinzetten, andere ärztliche Instrumente, Schmuckgegenstände und dann ganze Reihen „künstlicher Gebisse“ aus diesem Stahl.

Daneben stehen Viezereiprodukte. Hochwertiger Guß! Räder, Maschinenteile. Sie sind in der Mitte auseinandergefäht. Man sieht keine Bohren, feinerlet Unebenheiten — der Schnitt ist glatt und sauber —, eigentlich eine polierte Fläche. In der Mitte des (hochwertigen) Gußes: ein Schrant mit Silberguß! Guß von Kreuzfingern mit dem Heiland. Sonstige Kreuze, Marienbilder. Das heilige Abendmahl. Ein alter Hausgießer hat das ausgeklügelt und angefertigt. Leider ist er vor einiger Zeit gestorben. Sein Gebetmütz auch. Die Werke können also den heiligen Guß nicht fortsetzen. Schade! Es wäre ein so guter Massenartikel geworden.

Die gewaltigen Schwungräder, die Modelle der großen Dynamos, die Motoren und Pumpen, die hinter diesen rostfreien Gebißgaumen und den gegossenen Heiligenbildern aufgestellt sind, verführen wieder. Umstellung von Kanonenguß auf Guß von Großwerkzeugen und Maschinen. Das ist beste und schäpferischste Anwendung von Stahl und Eisen. Das ist wirklich: Krupp!

Als wir die Modelle der kleinen Lokomotiven und der großen Lokomotiven besichtigten, erzählt mir der Wärtler leise, daß die Werke überhaupt keine Aufträge in diesem so leicht lieferbaren Artikel haben. Ein Duzend großer Lokomotiven nach Südamerika, das ist alles. Aber wir könnten gut ein halbes Tausend liefern.

Von dem alten Wärtler entlassen, streife ich quer durch die Höfe und Hallen und suche meinen Ausgang wieder. Der hantliche Verfall fällt mir bei diesem Rückmarsch noch stärker auf. Überall Abfall, verrostet, unaufgeräumt! Darüber: zerbrochene Fensterscheiben, abbröckelnde Wände, durchlöcherter Dächer! Dahinter: leere, ausgeförbene Schuppen, Hallen, Räume!

Wir fällt außerdem auf: Von 1 bis 5 Uhr war viermal Feierabend. Es gibt vier-, sechs-, acht-, zehn-, elf- und zwölfstündige Schichten. Karussellbetrieb! Das ist Willkür einiger Direktoren. Scheinbare und wirkliche Unordnung.

Alles überstreichend: Der Verfall der Kruppwerke besteht tatsächlich. Er ist sogar noch bedeutender, wie man nach Verminderung des Arbeiterbestandes annehmen konnte. Er ist ein äußerlicher und ein innerlicher Verfall. Die Folge: Arbeiterentlassungen dauern fort! Der Abgabemangel wird größer! Ich benutze die letzten Stunden des Tages, um das „W a r u m“ zu suchen.

Ein kleiner Beamter (Bewohner eines Kruppischen Koloniehäuses) versucht mir dabei zu helfen. Er hat ein halbes Hundert Bekanntschaften der Direktoren der Kruppwerke vor mir aufgeschüttet. Es sind: Rechtfertigungen wegen Arbeiterentlassungen, Drohungen mit neuen Entlassungen, Mitteln an dem Absch- und Neunkundentag, Auforderungen zu höheren Arbeitsleistungen. Als Dank: Abbau der Abfordpreise, Abbau der Stundenlöhne, Abbau der Ferientage, Strei-

chung der Pensionskasse, Streichung der Unterstützungskasse, Streichung der Altershilfe!

Ein dazukommender Schlosser erklärt mir die Bekanntschaften: Wenn die Arbeiter der Kruppwerke ihre Leistung verdoppeln, außerdem auf die Hälfte ihrer Löhne verzichten, auf jede soziale Hilfe, und wenn mit diesen Ersparnissen die Löhne der Direktoren verdoppelt, die fallenden Aktien stabilisiert, die Dividende erhöht wird, dann kann (nach Ansicht der Werkleitung) der Verfall der Kruppwerke „vielleicht“ noch aufgehalten werden.

Der kleine Beamte stimmt der Werkleitung nicht rechtlos zu, er steht aber ganz auf ihrer Seite und er ist tatsächlich der Meinung (im Jahre 1925), daß durch eine Steigerung der bereits gesteigerten Arbeitsleistungen (nicht der feinigten), durch eine nochmalige Erhöhung der Arbeitszeit (nicht der feinigten) und durch ein Senken der Löhne (nicht des feinigten) die Werke vor dem weiteren Verfall gerettet werden könnten.

Der Schlosser spricht unterdessen mit mir über die wirklichen Ursachen des Verfalls. „Wir haben uns nicht schnell genug auf Friedensarbeit umgestellt“, sagt er. „Das ist die Ursache von unserm Verfall und unserm Niedergang. Aber das ist nicht die Schuld der Arbeiter (auch nicht die Schuld eines mangelnden Arbeitseifers der Arbeiter)! Das ist die Schuld der Direktoren!“

Von diesen Direktoren erzählt er mehr. „Was sind das für Kerle! Vorkriegs- und Kriegsmobilier! Ehemalige Regierungsräte! „Hohe“ Persönlichkeiten! Abgebannte und unbrauchbare Offiziere! Was sie sagen können, ist: „Ah, äh!“ Was sie denken und aussprechen können, ist das Wort: „Kanonen!“ Was sie unterscheiden können: „Das ist eine Haubitze!“ „Das ist ein 15-Zentimeter-Geschütz!“ Damit hört aber ihr Arbeits- und Föhrertum auf.“

„Dort sollte man einmal abhauen und entlassen! Dort sollte man Löhne und Ferientage kürzen. Aber bevor man einen solchen Mann anfaßt, entläßt man lieber noch einige Duzend Sacharbeiter und ein halbes Hundert andere Werkangehörige! Wir gehen also nicht an Abgabemangel und an schließendem Arbeitseifer — auch nicht an zu hohen Löhnen — zugrunde, die fehlende Intelligenz, das Fehlen von „Räpfen“ hat uns so auf den Hund gebracht.“

Ich verabschiede mich von dem kleinen Beamten. Der Schlosser, der in Mieneffeln wohnt, begleitet mich noch ein Stück. „Sieh“ hinüber“, jagt er und zeigt auf die kaum überhellen Werke. „Früher arbeiteten sie Tag und Nacht! Jetzt schlafen sie schon. Schlafen und 25 000 (mit Frauen und Kindern beinahe 100 000) Menschen haben kein Brot, feinerlet Verdienst, feinerlet andere Arbeit. Dabei brauchen die Bauern unsere Mäh- und Sämaschinen, braucht man überall unsere Lokomotiven und unsere Turbinen, unsere Pumpen und unsere Lastautos. Aber man läßt sie weiter verfallen. Weiter schlafen. Sie schlafen schon das sechste Jahr.“

K u r z f a s s u n g

Der nationale Suff

Inferat aus dem hafenkreuzerischen „Stahlhelm“:

Vertreter für sämtliche Klänge Deutschlands sucht eine seit fünfzig Jahren bestehende Vorkriegsabrik für ihre angegliedertes Unternehmen Sturmtruppen Monopol, Schönebeck an der Elbe. Ein echt deutscher Männertrunk, nationale, granatförmige Aufmachung.

Wie herrlich muß für einen echten Stahlhelmann das Gefühl sein, sich aus einer Fla s c h e, die beinahe wie eine Granate aussieht, die nötige patriotische Begeisterung anzuhaufen zu können!

See schüttelt ihre silberne Mähne, die See ist der wildgewordene Sohn Neptuns: Menschen müssen sterben, die Seefächter tanzen, die weißen, nackten Glieder winken dem sterbenden Seemann: Drunten ist's schön, im roten Korallenloch, im Schloß der freien Liebe. Aber niemand kehrt von dorthin lebend zurück. Wir halten an dem, was wir sehen. Wir fassen das Leben krampfhaft, und sei es nur ein Strohhalm.

Sind alle gerettet? Die vom Boot alle! Nun schnell 'n zweites Boot aus den Davits heraus, heraus das Boot aus den Hängekränen. 'ne neue Mannschaft mit, wer will? Alle! Dreizehn Holländer drüben ertrinken, wir müssen auch die retten. Blut ruft das Blut. Die Menschheit ist ein Ganzes!

Wie das Boot kämpft, diesmal geht's noch härter als das erste Mal. Im Osten wächst der Tag herauf, graugespenstlich wie das neugeborene Unglück.

Der Erfolg beugt sich vor dem Rutigen, auch der Kapitän vom Holländer ist im Boot, nun zurück.

Und sie kamen alle an Bord der „Westphalia“. Siebenundzwanzig Seeleute vom Holländer sind Lebende bei Lebenden. Und wo ist die „Alaid“? Wo treibt sie? Sie ist weg. Die Nacht nahm sie mit.

Es ist Mittag, der Sturm ließ ein wenig nach. Aber immer noch weht es hart. Die „Westphalia“ steuert Kurs West: Newjork!

Es ist Eßenszeit. Die Kulis und die Stokers vom Holländer futtern „vorne“ bei ihren Kollegen, bei den deutschen Kulis und Stokern. Es gibt „Äpfel und Äpfeln“. Hinterher drei Teesessel voll Strog, „vun wegen das glückliche Gelingen.“ Die Offiziere der „Alaid“ heißen „achtern“, in der „Weise“! Auch dort gab's Strog, man hob die Gläser: Es lebe das Leben! Und die Kameradschaft! Draußen aber blies der Sturm in sein Horn: Tod allem Leben! Und die See flüchtete ihre weißen, grimmigen Zähne.

Dann war man in Newjork. Das war die 'n See! Da gab's Rettungs-Ehrenkommissionen, vor lauter „Anerkennung“ wollte man die Befahrung der „Westphalia“ in Butter braten und mit Staniol verfilbern, das war so gar nicht nach dem Geschmad der Seeleute. Diese Lobpreisungen. „Nein!“ sagte der ernste Kapitän von der „Westphalia“. „Nein, was wir taten, war selbstverständlich, jeder andere Seemann hätte ebenso gehandelt.“ Auch die Kulis und Stokers von der „Westphalia“ wurden in Janke-Kleide „geheert“, gefeiert, bedudelt und — beneidet. Der Kuli Jan Klüberboom aber sagte zu seinem Maat Svartbord: „Wünsch, bi düsse „Feierlichkeiten“ kunnstu verdammtich de Kogere kriegen.“ Ein ehrlisches Menschenherz verträgt kein Voo!

M a r D o r t u.

Die Welt geht unter

Im Jahre 1910 war es bald so weit. Angstliche Gemüter hatten schon mit dem Leben abgekläffen. Die laue Maenmacht, die von den Astronomen als die Schredensnacht bezeichnet wurde, war erfüllt von Feulen und Zähneklappern. Es gab zu viele, die noch nicht von der schönen Welt fort wollten. Vorsichtige packten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zusammen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Man wußte ja nicht, wie weit der Weg in dieses neue Jenseits, den die ganze verdröhte und verurste Erdkugel rollen sollte, sein würde. Andere vergaßen nicht, das Sparatienbuch einzupacken, für den Fall, daß man in dem neuen Leben sofort ein paar Pfennige auf der Hand habe. Es wurde nichts. Am nächsten Morgen stand die Erde immer noch auf ihrem alten Fleck und drehte sich langsam um ihre Achse. Die Aufregung war umsonst gewesen.

Jugendliche Unfallverletzte

Die Rentenrechnung nach den neuen Bestimmungen

Die Höhe der Unfallrente wird nach dem Verdienst berechnet, den der Unfallverletzte in dem letzten Jahre vor dem Unfall erzielt hat. Ist dieser Verdienst geringer als das Dreifachfache des ortsüblichen Tagelohnes, dann kommt der Letztere für die Rentenberechnung in Betracht. Unter dieser Bestimmung hatten besonders jugendliche Arbeiter oder Lehrlinge zu leiden; denn diese hatten niemals ein Einkommen, das höher war als der Ortslohn. Der Jahresarbeitsverdienst erstmalig festgelegt, gilt für alle Zeiten. Damit bleibt auch die Rente ebenso niedrig.

Durch das zweite Gesetz über Änderung in der Unfallversicherung vom Juli 1925 ist nunmehr ein günstigeres Verhältnis eingetreten. Artikel 12 des oben angeführten Gesetzes bestimmt, daß hinter § 569 in der Reichsversicherungsordnung § 569 a eingefügt wird. Danach heißt es:

„Die Rente eines Verletzten, der zur Zeit des Unfalls noch nicht 21 Jahre alt war, richtet sich, falls das für ihn günstiger ist, von der Vollendung des 21. Lebensjahres ab nach dem Verdienst, den ein gleichartiger, über 21 Jahre alter Beschäftigter während des 21. Lebensjahres des Verletzten im Betrieb oder in einem benachbarten Betriebe gleicher Art bezogen hat. Wenn bei dieser neuen Feststellung der Rente feststeht, daß der maßgebende gleichartige Beschäftigte nach dem für ihn zu dieser Zeit geltenden Tarifvertrage bei Erreichung eines späteren Lebensjahres einen höheren Verdienst erzielen wird, so ist die Feststellung gleichzeitig dahin zu treffen, daß die Rente des Verletzten von der Erreichung dieses Alters ab sich entsprechend erhöht. Ist ein gleichartiger Beschäftigter nicht zu ermitteln, so ist der Jahresarbeitsverdienst für die Zeit von der Vollendung des 21. Lebensjahres ab nach billigem Ermessen festzusetzen.“

Ist diese neue Bestimmung nun auch auf die Personen anwendbar, die den Unfall bereits vor dem 1. Juli 1925 im jugendlichen Alter als Arbeiter oder Lehrling erlitten haben? Der Syndikus der deutschen Unfallberufsgenossenschaften, Herr Dr. Roewer, verneint diese Frage in seinem Büchlein, das er als „Kommentar“ bezeichnet.

Natürlich macht sich der gesamte Chorus der Berufsgenossenschaften die Anschauung ihres Herrn Roewer zu eigen. Diese Verneinung des Herrn Syndikus bedeutet indes nicht nur eine gräßliche Schädigung eines großen Teiles der Unfallrentenempfänger, sondern sie ist offenkundig falsch und gesetzwidrig. Gesetzwidrig insofern, als der Gesetzgeber ein Ausnahmerecht gegen die früheren Jugendlichen gar nicht gewollt hat. Das ist auch von einem Vertreter der Reichsregierung im Reichstag ausdrücklich betont worden. Endlich ist auch in dem zweiten Gesetz für Abänderung in der Unfallversicherung mit keinem Worte davon etwas gesagt, daß diese neuen Bestimmungen auf frühere Jugendliche nicht anzuwenden sind. Die Auswirkung dieser Roewerschen Rechtsumbiegung mag folgendes Beispiel veranschaulichen:

Der Gürtler A. bezieht für eine als Lehrling im Jahre 1910 erlittene schwere Verletzung der rechten Hand eine Rente von 50 vS, berechnet nach dem damaligen Ortslohn 2,90 M täglich, monatlich 24,15 M. Da die Rente nach dem Ortslohn berechnet ist, so hat doch bei der Umrechnung der Rente diese nach den neuen Bestimmungen (Artikel 140) nach dem Ortslohn — der am 1. Juli 1925 2,50 M betrug — zu erfolgen. Das sind 500 M Vollrente pro Jahr. Davon 50 vS gleich monatlich 20,85 M. Da dieser Betrag nun niedriger ist als der alte Rentenbetrag, so ist, solange die Rente auf 50 vS bestehen bleibt, der alte Rentenbetrag von 24,15 M weiter zu zahlen.

Entgegen dieser Dr. Roewerschen Berechnung, ist die Rente wie folgt zu berechnen: Ein volljähriger Gürtlergehilfe verdiente zur Zeit des Unfalles in dem Betriebe 6 M pro Tag = 1800 M jährlich. Umrechnungsjähriger Jahresarbeitsverdienst 1600 M, Vollrente pro Jahr 1066,66 M, 50 vS monatlich = 44,43 M. Das macht monatlich 29,58 M mehr Rente als die Berufsgenossenschaften nach der Rechtsumbiegung ihres Syndikus Roewer zahlen.

Wieviele solcher Bescheide sind bereits rechtskräftig geworden? In dessen auch dort, wo die Rentenempfänger gegen die Rentenbescheide Berufung bei den Oberversicherungsämtern eingelegt haben, ist von den Spruchkammern durch „Vorentscheidung“ die Berufung zurückgewiesen. Begründung: „Die Rente ist richtig berechnet.“ Das ist eine Sache ein Standaal. Es ist jaft nicht zueil gesagt, wenn man behauptet, hier ist von vornherein auf die Unwissenheit der Unfallverletzten spekuliert! (Vorwärts.)

Vorfrühling

Mahl, verlassen liegen Flur und Gahn,
düster blinkt der Himmel drein,
ungastlich ist Mutter Erde.
Das alles einhüllende Wintergewand
ist fast eingeschunden dank der Sonne Kraft.
Nur schmutzige Schneeflächen an hartem Rand
erinnern leis an des Winters besiegte Herrschaft.
So monoton, im Einerlei
reißt sich Flur an Flur.
Verbrüdende Stille. Durch das Geschrei
hungrierter Vögel unterbrochen nur.
Sonst nichts...
Und tief im Herzen steigt die bange Frage auf:
Wo ist das Leben?
Es scheint getötet...

Oh!
Alles Leben getötet...
Getötet?
Doch nicht...
Es lebt ja! Es lebt!
Es wirkt und webt
mit tausend unsichtbaren Kräften!
Wie herrlich, zu ahnen,
Daß drunten in dunkler Erde still
Wege zur großen Auferstehung sich bahnen
und keimendes Leben entfalten sich will...
Doch alles harret wohlweislich
nur des Kusses der gültigen Sonne.
Der Tag, da Millionen Knospen öffnen sich,
bald naht er uns, o Bäume!
Und Knospen werden zur lieblichen Blüte

und weiter zur köstlichen Frucht sich entfalten.
Nicht alle. Denn, ach, so manche
wird der Sturm zerzaufen,
der Nachtreif erfrieren,
sich im Dunkeln verlieren...
Die andern aber ringen sich durch
und bieten trotzig den Gefahren Stand
und werden leben,
weil sie gekämpft!
Ja, glutvolles Leben muß siegen
wider finstere Mächte!
Jugend und Leben kann nicht unterliegen
im Kampf um heilige Rechte!
Noch ist es Vorfrühling um uns her.
Aber wir ahnen den Frühling...
Wir glauben...

Irma Eise.

Die Astronomen hatten nämlich berechnet, daß im Jahre 1910 der sogenannte Halleische Komet nach 67jähriger Abwesenheit sich wieder der Erde näherte und unsere Erde ginge durch den Kometenschweif. Aus was der Schweif des Kometen bestehe, wußten die Gelehrten nicht. Bestände er aus einer festen Masse, dann würde die Erde anstoßen und entweder bräche der Kometenschweif ab oder die Erde ginge kaputt. Weidies wäre sehr schlimm, aber der Schweif könne auch aus Nebeln bestehen und diese würden giftige Gase enthalten, auch so habe alles Leben auf der Erde das Sein verlohren. Unter solchen Umständen war die Angst, die schwache Gemüter ergriß, wohl verständlich.

Hier sei aber der Komet gebriesen. Das gute Tierchen war vernünftiger als alle Astronomen und Gelehrten. Es legte einfach seinen Schweif hinten hinaus, wie es sich für ein braves Tier geziemt, und die Erde konnte unbehellig vorbeiziehen.

Darob stritten sich die Gelehrten. Die einen sagten, ein starker Sturm habe den Schweif zur letzten Stunde nach hinten geweht, und die andern meinten, daß der Komet selbst den Schweif zur Seite getan habe, denn er fürchtete, daß er im Vergleich mit der harten, verknöcherten Erde den kürzeren ziehen würde.

Veider sind wir viel zu viel Naiv, um unser unmaßgebliches Urteil abgeben zu können. Lassen wir die Gelehrten sich ihre Köpfe zerbrechen.

Die Angst vor dem Weltuntergang ist aber noch nicht verfliegen. In 50 Jahren wird der Komet wiederkommen. Was dann, wenn der Komet, der doch inzwischen älter und damit blühschäblicher geworden ist, seine gute Erziehung vergißt und die Erde unter allen Umständen mit seinem Schweif berühren möchte?

Gottak, wir haben schon jetzt Krost! Der Chicagoer Gelehrte Roulton hat auf dem Naturforschertag in Kansas City die an Genauigkeit nichts zu wünschen übriglassende Annabe gemacht: „Unse-

Erde hat noch 1000 Billionen Jahre Bestand.“ Dann allerdings hat es zwölf geschlagen. Dann versinkt alles, was lebt und webt, im feurigen Nachen irgendeines glühenden Miesenterns. Dann ist es aus mit den Hochbierfesten, aus mit der Liebe, aus mit der Zahrentene an unsere heißgeliebten Landesväter. Dann ist das Uhrwerk abgelaufen; der Pendel, der noch eben gleichmäßig zum Tick geschwungen hat, macht nicht mehr Tack. Schluß der Weltgeschichte! Feierabend! 1000 Billionen Jahre sind eine ganz anständige Galgenfrist. Vom Bau der Gängegärten der hochseligen Königin Semiramis bis zur Grundsteinlegung des ersten amerikanischen Wolkenkrägers sind, nach einwandfreier Rechnung, rund fünftausend Jahre verlossen. In dieser Zeit hat sich das abgespielt, was wir, von Theops von Ägypten ausgehend bis zu Wulle, gemeinhin die bisherige Weltgeschichte nennen. Diese Weltgeschichte soll sich nun zweihundertmilliardenmal bis zum Eintritt der von Rifer Roulton vorausgesagten Katastrophe wiederholen. Man wird ausgeben, daß das keine Spanne ist, die sich mit dem Jollstod abgreifen läßt. Wir dürfen also mit der Verurteilungsspielle, die uns Rifer Roulton schluden läßt, ganz zufrieden sein. Wir haben Sorgen genug; atmen wir auf, daß wir für 1000 Billionen Jahre nun wenigstens von dem Schredgepenst des Weltuntergangs befreit sein sollen. In dieser Richtung können wir uns also behaglich auf den breiten Balken des Gleichmuts strecken — oder wenn es nicht anders geht, auf der harten Britzke unserer Pleite, immer aber unbestümmert um unseres heimatlichen Grassumpens letztes Stündlein.

Und wenn der Halleische Komet in 50 Jahren wiederkommt, so wird ihm schon gesagt werden, wie er seinen Schweif zu halten hat. Nachem wir nun aus gelehrtem Munde wissen, daß wir noch sehr lange leben dürfen, kann uns solch „Gnebbchen von Schternh“ nicht imponieren.

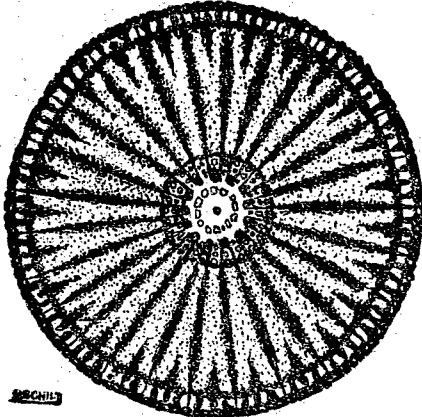
Kleinkunst der Natur

Wer sich in die reifvolle Welt des Kleinsten vertieft, die das Mikroskop den forschenden Blicken enthüllt, wird daraus in erster Linie unendlichen Gewinn ziehen für das wirkliche Verständnis der organischen Naturvorgänge. Aber neben diesem rein wissenschaftlichen Gewinn sind auch die mannigfaltigen ästhetischen Genüsse, die mit der Betrachtung mikroskopischer Formen in unerhöflichem Reichtum verknüpft sind und für die schon das Zeitalter des Rokoko den Ausdruck „Mikrostrophische Gemüts- und Augenergänzungen“ prägte, hoch zu bewerten.

Das Nützlichkeitsprinzip soll in wissenschaftlichen Angelegenheiten niemals ausschlaggebend sein. Genau so wenig, wie aber etwa Magnetismus und Elektrizität dadurch profaniert werden, daß der Mensch sie in seinen Dienst stellt, so kann es auch die Anteilnahme der Laienwelt an den Forschungen der Mikroskopie und deren Bedeutung nur erhöhen, wenn in den weitesten Kreisen allgemein bekannt wird, in welcher Weise die durch Zeichnung oder Photographie festgehaltenen Bilder mikroskopischer Objekte dazu berufen sind, auch eine nicht zu unterschätzende praktische Bedeutung zu gewinnen. In ihrer großartigen Symmetrie und unübersehbaren Formenmannigfaltigkeit bieten sie nämlich die prächtigsten Vorbilder für Ornamentik und die verschiedensten Zweige des Kunstgewerbes. Ernst Haedel war bekanntlich einer der ersten, der dies mit künstlerischem Feingefühl klar erkannt und in seinen klassischen „Kunstformen der Natur“ eingehend begründet hatte.

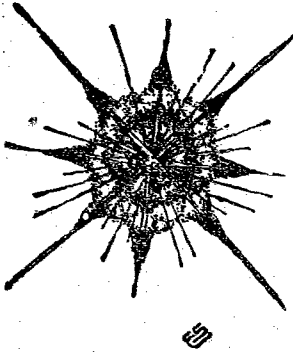
Einige wohllos herausgegriffene Beispiele aus der Welt des Kleinsten mögen nunmehr veranschaulichen, welsch großer Schatz an Motiven und Mustern für künstlerische und vor allem kunstgewerbliche Verwertung noch seiner planmäßigen Hebung harri. Eine nahezu verwirrende Formfülle weist beispielsweise die arterielle Kleinpflanzengruppe der Diatomeen oder Kieselalgen

kleinen Pflänzchen sind Bewohner des Süß- und Meerwassers und scheiden ein Gehäuse ab, das aus zweitungelichen Hälften besteht, die wie Schachtel und Deckel ineinander geschoben sind. Die Schalen bestehen aus Kieselsäure und weisen bei eingehenderer mikroskopischer Beobachtung die feinsten Zeichnungen und zierlichsten Oberflächenkulpturen auf. (Siehe Abb. 1.) Die Natur, die sich hier als unübertreffliche Künstlerin im kleinsten Raume offenbart, gibt



uns zugleich damit auch das natürlichste Vorbild für manche kunstgewerbliche Gegenstände, die durch planmäßige Verwertung von Naturmotiven nur gewinnen könnten.

Dasselbe gilt von den Radiolarien (Strahlen tierchen), die ebenfalls mikroskopisch klein und ausschließlich Meeresbewohner sind. Ähnlich den Diatomeen besitzen diese einzelligen tierischen Lebensformen ein aus Kieselsäure bestehendes Skelett von oft wunderbarer Schönheit, das aus prachtvoll angeordneten zarten Nadeln, Stäbchen oder Stüttschalen besteht und das oft vielfach mit feinen Stacheln verzert ist. (Abb. 2.) Wie Einfälle spielerischer Phantasie muten diese formschönen organischen Bildungen an, und doch sind sie nichts anderes, als das lebensnotwendige Produkt eines winzigen Tröpfchens lebender Substanz, um nicht wunderbarer als diese selbst.



Beispiele dekorativ wirkender mikroskopischer Formen können wir aber auch höheren biologischen Objekten entnehmen. Das weite Gebiet der Pflanzenanatomie vermittelt uns beispielsweise in Holz-, Stengel-

und Blattquerschnitten eine endlose Reihe dankbarer Vorbilder. So oft mir im Mikroskop ein solches formreiches Objekt entgegentritt, bedaure ich es aufrichtig, daß sich die Ornamentik dieser Motive zu einer oft recht wünschenswerten Blutauffrischung nicht bedient.

Aber auch der anorganischen Welt vermag das kunstfünnige Auge mit Hilfe des Mikroskops Formen zierlicher Gestaltung zu entdecken. Besonders die Wachstumsvorgänge an mikroskopisch kleinen Kristallen bieten oftmals Bilder, die mit zu dem Schönsten gehören, das der „Mikrokosmos“, die Welt des Unendlichkleinen, aufweisen kann.

Die vorstehenden Hinweise dürften wohl hinlänglich den Beweis

erbracht haben, daß die Kleinkunst der Natur durch mikroskopische Vorbilder und Motive dem Kunstgewerbe, dessen retropektive Kunstperiode wohl als überwunden gelten kann, sehr beachtenswerte Anregungen zu bieten vermag. Werden diese Anregungen berücksichtigt und planmäßig verarbeitet, so eröffnet sich auch hier mit Hilfe des Mikroskops ein weites Betätigungsfeld, dessen Weadierung gleichermaßen den Forscher und Künstler beanspruchen wird.

Erwald Schild,

Leben und Altern der Mineralien und Gesteine

Alles Leben und Sterben der Organismen ist gebunden an den Raum, an unsere Erde, die langsam durch den Weltraum schwebt. Wie die anderen Planeten beschaffen sind, wissen wir nicht. Wir glaubten, daß unsere Erde das ewig Feste sei, auf dem wir unsere Häuser bauen und auf der wir leben. An und in unseren Planeten können wir aber Lebensvorgänge feststellen, die wir als Abnahme der Spannkraft und zuletzt als Aufhören der Funktionen erkennen. Diese Dinge spielen sich in so großen Zwischenräumen ab, daß man eigentlich alle tausend Jahre einen Film aufnehmen müßte, der dann in sinnfälliger Weise Werden und Vergehen der Erde demonstrieren könnte. Die Menschen würden dann staunen, wie groß die Veränderungen sind. Sauerstoff und Kohlenäure zersehen und verändern die Mineralien in fortwährender Arbeit. Der Hauptfaktor aller Zersekung aber ist das Wasser. Es erscheint als Wasserfall und unterhöht die Felsen, es schleppt in gefrorenem Zustand als Gletscher gewaltige Felsblöcke mit sich, um sie an einer anderen Stelle abzulagern. So haben wir an der Ostküste gewaltige Gesteinsmassen, die aus Standinavien angeschwemmt sind. In Kanada haben Gletscher ganze Gebirgskzüge ausgefressen und eine Kette von aneinandehängenden U-Formen geschaffen. Je nachdem, unter welchen klimatischen Verhältnissen diese Umformung stattfindet, vollzieht sie sich schneller oder langsamer. Einzigartige Gebilde sind die Sandsteinfelsen, die vom Wasser angeschwemmt werden oder zersekte Massivsteine sind. So wurde die Materie an irgend einem Orte aufgeföhrt, um in anderer Form wieder zu erscheinen. Hier sind auch die Tropfsteingebilde zu erwähnen. Nicht alle aufgelösten Mineralien werden vom Wasser fortgetragen, andere bilden auch die Steine neu. Ebenso entstehen je nach dem Kohlenäuregehalt des arbeitenden Wassers neue Kristalle. Interessant sind die Vorgänge an der Meeresküste, wo ein fortwährendes Werden und Vergehen zu beobachten ist. So kann man also auch in der Welt der Mineralien und Gesteine von Geburt, Leben und Tod reden. Alles kommt und vergeht. Alles ist in Bewegung und hat den Trieb zur Gestaltung zu irgendeinem Stoff. Der Trieb steht in der Materie. Es ist also nicht ganz unbedeutend, wenn es in einem Volksliede heißt: „Es grüne die Lanne, es wachse das Erz.“

Steine und Erz wachsen wie jeder Organismus, der die Erde bevölkert.

Erinnert sich die leblose Welt?

Die Frage soll kein schlechter Scherz sein; es handelt sich vielmehr um die physikalische Erscheinung des mehrschach magnetisierten Eisens, die Forscher wie Wiedemann und Warburg mit dem Gedächtnis der Lebewesen auf Grund der auffallenden Ähnlichkeiten miteinander in Verbindung brachten. Im biologischen Sinne kann nun vom „Gedächtnis“ bekanntlich erst dann gesprochen werden, wenn ein Lebewesen bei Wiederkehr eines und desselben Reizes rascher und kräftiger antwortet als das erstmal, vor allem auch daran, wenn bereits ein Teil des einwirkenden Reizes genügt, um das volle Endergebnis hervorzurufen. Fraglos hat sich das Verhalten verändert, denn die Antwort auf den Reizreiz ist rascher und kräftiger, als vordem auf den Gesamtreiz. Diese geläufige Tatsache aus der organischen Welt wird übrigens auch von Ostwald in seiner Naturphilosophie als eines der wesentlichsten Merkmale der belebten gegenüber der un belebten Natur hingestellt.

Die Erscheinungen, die beim Magnetisieren eines Eisenstabes auftreten und die äußerlich so schön mit dem Gedächtnis der Lebewesen übereinstimmen, hat nun Walter Pitt aufgegriffen, um sie zu einem Vergleich zwischen der belebten und un belebten Welt zu machen. Nach ihm zeigt das Eisen die „Gedächtniseigenschaft“, bei wiederholtem Magnetisieren durch immer geringere Reize kräftig magnetisch zu werden. Die Gleichheit geht übrigens noch weiter. So wie beim Lebewesen beispielsweise die Ganglienzellen des Gehirns durch wiederholte Reizwirkung spezifisch verändert werden, so wird auch das Eisen in seinem innersten Gefüge beeinflusst, eine Tatsache, die sich durch den zurückbleibenden sogenannten Restmagnetismus kundgibt. Aus diesen rein äußerlichen Erscheinungen und Übereinstimmungen kann und darf aber nicht die Berechtigung hergeleitet werden, allen Erntes vom „Gedächtnis des Eisens“ zu sprechen. Wüster Spekulation, für die aber die exakte Forschung keinen Raum hat, wird damit Tür und Tor geöffnet. Auch die Feiler dieser neuen, mit großem Reklameaufwand angepriesenen Brückenkonstruktion zwischen Belebtem und Unbelebtem erweisen sich als ebensowenig tragfähig, wie dies bei allen ähnlichen unglücklichen Bastarden von Wissenschaft und Philosophie der Fall ist.

Erwald Schild,

Lehrgang für erwerbslose Gewerkschafts-Jugendfunktionäre

Vom 7. bis 14. Februar veranstaltete das Bezirkssekretariat des ADGB für Rheinland und Westfalen einen achtstägigen Lehrgang für die erwerbslosen jugendgewerkschaftlichen Jugendleiter. Als Tagungs- und Aufenthaltsort diente die Westfälische Jugendherberge bei Metlinghausen, deren moderner Ausbau allen Anforderungen genügt. Zu dem Kurs hatten sich über 100 Teilnehmer gemeldet; die Zahl wurde auf 70 beschränkt.

Die Arbeit war reichhaltig und zweckentsprechend eingeteilt. Im Mittelpunkt der Betrachtungen standen folgende Themen: 1. Ursachen und Auswirkungen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise. 2. Die moderne Gewerkschaftsbewegung, ihre Aufgaben in Staat und Wirtschaft. 3. Jugendfragen. 4. Die geschichtliche Entwicklung der Arbeit. 5. Arbeiterriedung und Festkultur. Als Vortragende zu diesem Kurs wirkten folgende Personen mit: Dr. Meier, Dr. Seelbach-Düffeldorf, Schönland, Maschke-Berlin, Dr. Berger, Bogt-Bochum, Meier-Kimmen, Triem-Bochum. Die tägliche Arbeitsleistung belief sich auf vier Vorträge oder Arbeitergemeinschaften.

Der Verlauf der Woche brachte ein befriedigendes Ergebnis. Die Kursteilnehmer bezeugten einen ernsthaften Bildungsdrang und bewiesen großes Verständnis für die aufgeworfenen Fragen. Neben der geistigen Weiterbildung der Teilnehmer vertiefte das achtstägige Zusammenleben den kameradschaftlichen Geist und das gegenseitige Verstehen. Hinsichtlich der seelischen und moralischen Schädigungen, die unserer erwerbslosen Jugend drohen, ist der Kurs als ein Stück wertvolle Erziehung und Bildungsarbeit zu bewerten. Dies um so mehr, da die Kursteilnehmer als verantwortliche Jugendleiter erzieherischen Einfluss auf die erwerbstätige und arbeitslose Jugend haben. Es ist deshalb eine dankenswerte Aufgabe, daß der ADGB auch in dieser Hinsicht kein Mittel unversucht läßt, die Not der arbeitslosen Jugend zu lindern. Unsere erwerbslose Jugend leidet nicht nur wirtschaftliche Not, sondern ist auch sittlich gefährdet und seelischen Bedrückungen ausgesetzt. Das Beispiel des ADGB darf angesichts der wachsenden Not der erwerbslosen Jugend in Deutschland nicht unbeachtet bleiben, sondern verdient bestmögliche Nachahmung.

Vereinigungsfreiheit der gewerblichen Lehrlinge

Die Arbeiterkammer Bremen, bekanntlich das einzige in Deutschland bestehende Institut dieser Art, ist berechtigt, zu allen die Arbeiterschaft betreffenden Dingen und Vorkommnissen Gutachten und Anregungen zu geben. Vor uns liegen eine Reihe solcher Gutachten, die beweisen, wie weitverzweigt und vielgestaltig die Tätigkeit einer solchen Kammer ist. Einem Gutachten über die Vereinigungsfreiheit der gewerblichen Lehrlinge entnehmen wir das folgende:

„Wie der Art. 2 des amtlichen Organs der Gewerbetammer Bremen zu entnehmen ist, ist in das von der Gewerbetammer herausgegebene Lehrvertragsformular unter „Besondere Bestimmungen“ die Vorschrift aufgenommen, daß der Lehrling ohne Genehmigung des Lehrherrn Vereinigungen irgend welcher Art nicht beitreten darf. Die unterzeichnete Kammer gestattete sich nun, die Gewerbetammer darauf hinzuweisen, daß diese Vertragsbestimmung eine Abrede darstellt, die die im Artikel 159 Satz 1 der Reichsverfassung für jedermann garantierte Vereinigungsfreiheit einschränkt und demzufolge nach Satz 2 des Artikels 159 rechtswidrig ist. Die Rechtswidrigkeit dieser Vertragsbestimmung beruht nicht nur ihre Nichtigkeit, sondern sie macht auch den Lehrmeister im Falle der vorzeitigen Lösung des Lehrverhältnisses infolge Nichterhaltens der Abrede schadenersatzpflichtig gemäß § 223 Abs. 1 des BGB. ... Die Arbeiterkammer erwartet, daß die Gewerbetammer diesen Hinweis zum Anlaß nehmen wird, die rechtswidrige Bestimmung wieder aus dem Vertragsformular zu entfernen und, soweit die Vertragsformulare schon verteilt sind, die Forderungen darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestimmung nichtig ist und irgendwelche Folgerungen aus ihr nicht gezogen werden dürfen. Darüber hinaus hält es die Arbeiterkammer für unerlässlich, daß diejenigen Lehrmeister, die bereits ein neues Formular zum Abschluß eines Lehrvertrages verwendet haben, angehalten werden, ihren Lehrlingen bezw. deren Eltern mitzuteilen, daß die entsprechende Vertragsbestimmung hinfällig ist und die Lehrlinge ohne Genehmigung ihres Lehrherrn jedweder Vereinigung beitreten können.“

Der Gipfel der Dämlichkeit

Der Geschmack der Menschheit ist verdammt verwirrt. Über den Geschmack läßt sich eigentlich nicht streiten. Das ist Sache der Einzelmenschen. Der eine ist gern grüne Seife und der andere nicht nach lieber Eiseledische. Jeder, wie es ihm halt schmeckt. Schlimm wird es nur, wenn die Geschmacksverwirrung als Sünde antritt, wie es bei der Bewunderung von körperlichen Leistungen geschieht. In einem Pariser Tanzsalon tritt zurzeit ein Tänzer auf, der einen neuen Tanzschritt im Tanzon ausstellen will. Den bisherigen Rekord im Tanzon mit 125 Stunden will er auf 130 Stunden bringen. Der Tänzer ist 29 Jahre alt und wiegt 104 Kilogramm. Jede Stunde wird ihm eine Kubekapfe von fünf Minuten gewährt, die er aber oft nicht ausnützt. Seine Nahrung besteht aus Eiern, Kaffeeschänzeln und Milch sowie Mineralwasser. Während seines vorigen Tanztages hat er nicht weniger als 22 Pfund an Körpergewicht verloren. In der Zeit der

Welleforde im Bozen, Knödelessen, Rätzellösen und Konkursanfragen ist schließlich auch der Tanzschritt kein Wunder. Die Stupidität, die sich zuerst auf 104 Kilogramm hinaufspricht, um das überflüssige Fett sodann durch so geistreiche Gewalttaten wie einen Hunderdreißigstundentanz wieder loszuwerden, hat ja in letzter Linie nur deshalb Schicksal, weil sich ein Publikum findet, das bereit ist, mit dem eigenen Maulaffenfeilhalten und Anstaunen der „Conjation“ für den Verfall der bürgerlichen Kultur ein strammes Zeugnis abzulegen.

Kulturwille

Im März kommt eine Sondernummer über „Jugendweih“ heraus. Sie enthält einen Aufsatz über den Sinn der Jugendweih, bringt Artikel über den Jugendweihunterricht und seine Ausgestaltung. Außerdem wird hier zum ersten Male die beste Festschrift zur vorigen Jugendweih in Leipzig gebracht. Die Jugendweihennummer soll vor allen Dingen viel Material zur Ausgestaltung von Jugendweihen enthalten, wie Musterprogramme, Gedichte, Prosastücke usw.

Die Jugendweihennummer ist einzeln erhältlich zum Preise von 20 A. Organisationen erhalten bei Sammelbestellung hohen Rabatt. Es dürfte sich empfehlen, die Nummer von den Verbänden aus umsonst unter der Elternschaft zu verteilen, zur Werbung für den Jugendweihgedanken. Bestellungen werden schon jetzt entgegengenommen. Allgemeines Arbeiter-Bildungs-Institut, Leipzig, Braustraße 17.

Schriftenschau

Technische Fachbücher. Die Hauptgebiete der Technik in grundlegenden Einzelabhandlungen. Herausgegeben von Dipl.-Ing. Arnold Meyer. C. B. Kreidel's Verlag, München 27, Rognerstr. 56. Preis jedes Bandes 2,25 M. Die Sammlung will eine seit langem empfundene Lücke ausfüllen. Diese besteht darin, daß die vorhandenen Bücher entweder für Facharbeiter, Monteure, Werkmeister, Techniker usw. zuviel an Kenntnissen voraussetzen und daher unverständlich bleiben. Sie will, auf Volksschulbildung fußend, grundlegende technisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse anschaulich vermitteln und ihre zahlenmäßige Anwendung lehren. Heft I: Die Wasserkraft von Dr. Th. Meyer. Mit 35 Abbildungen im Text und 132 Aufgaben nebst Lösungen. Heft II: Die Wirkungsweise der Verbrennungsmotoren von Dipl.-Ing. Paul Wolfram. Heft III: Der elektrische Strom (Gleichstrom) von Dipl.-Ing. Arnold Meyer.

„Europa.“ Sprechchorspielwerk von A. Auerbach. Untergang oder Neubau? Wir brauchen ein Flammenwerk, das die Rauheit, die gefährliche Schlafmüdigkeit aufrüttelt. Wir brauchen ein Werk, das das Volk selbst dem Volke offenbart. Das Bourgeoisentheater mit seiner Verlogenheit ist im Sterben. Volk braucht ehrliche, nicht künstliche Kunst. Es bedarf keiner ausgereckten, geistreichenden, abendfüllenden Rede, um zu sagen, was in uns lüchelt, brennt, flammt! Kurz, scharf sei der Ruf nach dem Volkstheater. Ohne die Abreisen der alten Enkelsterei, der Theaterreform, der Heimstätten und derer, die aus dem verbrauchten „Alt-, Schul-, Parade- und Spießer-Europa“ heraus quaten! — Neu Europa werde. Alfred Auerbach, der den „Kampf um die Erde“, das Erfolgswerk der Ersten Internationalen Arbeiter-Olympiade schrieb, das 50 000 Menschen aus allen Ländern zu einer europäischen Rundgebung hinriß, schrieb das Malheur: „Europa.“ Genschen, Freunde, Jugend, Reichsbanner, Selbstfindende — Menschen! überall in Deutschland und darüber hinaus muß dies einfache Werk am 1. Mai „Menschen“ zur neuen, reinen Begeisterung werden! Es muß ein großer Ruf für unsre reine und darum innerlich so stark unbeelegbare Sache sein! Theater ist kein Spiel, es ist die Tribüne, von der die Menschheit ihre Sehnsucht kündigt. Nieder mit dem Bürgertheater, auf mit der Volksschau!

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphadresse: Metallvorstand Stuttgart

Mit Sonntag dem 28. Febr. ist der 10. Wochenbeitrag für die Zeit vom 28. Februar bis 6. März 1926 fällig.

Aufforderung zur Rechtfertigung:

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungsjahren, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden.

Auf Antrag der Verwaltungsjahre Fröndenberg:

Der Metallarbeiter Wilhelm Fleige, geb. am 6. August 1891 zu Fröndenberg, Mitgliedsbuch Nr. 6.701186, wegen Nichtabrechnen mit Beitragsmarken.

Geschlossen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6.097237, lautend auf den Apparatewärter Hans Kaulz, geb. am 2. Januar 1903 zu Bamberg. (Duisburg.)

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Rötterstraße 16